Im Schatten der flammenden Berge

In der Oase Turfan

Wir verließen die Oase von Kucha und setzten unsere Reise in östlicher Richtung fort. Die Landschaft, die uns umgab, bot dem Auge keinen Halt, und das endlose Straßenband vor uns verlor sich im Nirgendwo. Passagen zerbröselten Gesteins wechselten mit winzigen Oasen, in denen die Menschen in einem Meer von Geröll ihr Auskommen suchten. Sogar für die eine oder andere Wolke am Himmel wäre man dankbar gewesen, doch der Himmel war so frei, als seien in diesem Teil der Welt die Wolken noch nicht erfunden worden. Die Farben des Himmels wechselten vom zarten Hellblau am Morgen zum Ozeanblau am Mittag, ehe er sich am Nachmittag, wenn die Hitze unerträglich wurde, in ein milchiges Weißblau verwandelten. Dongfeng-Lastwagen kamen uns in hoher Geschwindigkeit entgegen, hinter ihren Lenkern saßen weder Chinesen noch Uiguren, sondern multikulturelle Kilometerfresser, gejagt vom Diktat der Zeit.

Manchmal wurden im Norden die Baubrigaden sichtbar, die Eisenbahnschienen verlegten. Die chinesische Eisenbahn, die bereits Turfan mit den großen Zentren Chinas verband, sollte bis Kucha, Aksu und Kaschgar verlängert werden.

Am Abend erreichten wir die chinesische Großstadt Korla. Aus der Entfernung war es gespenstisch zu sehen, wie plötzlich Hochhäuser dem Sand der Wüste erwuchsen, als wären sie eine besonders leistungsfähige Pflanze. Die Mehrheit der Bevölkerung in Korla war chinesisch, das Hotel wurde von Chinesen geführt, und zum Abendessen gab es chinesische Küche. Allerdings war die Klimaanlage des Hotels defekt, und die Generatoren brachten viel zu wenig Leistung.

Nur ein paar schlappe Ventilatoren verteilten die dicke Luft im Essraum.

Nach Korla wandte sich die Straße leicht noch Nordosten und näherte sich den Bergen des Tian Shan. Zeitweise fuhren wir den Rand eines abstürzenden Plateaus entlang und erblickten im Süden die gelbe Unendlichkeit der Talkamakan. Dann führte die Straße noch höher, und wir passierten eine Hochebene, auf der Sonne und Wind den weichen Sandstein zu fantastischen Formen gestaltet hatten. Steinensembles, die an Pagoden erinnerten, bizarre Klüfte, die offenen Reißverschlüssen glichen, Andeutungen von Trümmern, Zinnen und Toren säumten unseren Weg. Mal erstreckte sich eine einsame Riesendüne wie ein Leichentuch über einen schwarzgebrannten Berg, dann wieder verkehrten sich die Farben, und wie ein schwarzes Trauergewand überzog schwarzer Sand helle Sandsteinfelsen, die an manchen Stellen so aussahen wie die Schwänze und Köpfe unterirdisch schlafender Drachen.

Noch höher führte die Straße, und das Ächzen von Motor und Getriebe nahm zu. Eine letzte Erhebung, dann war es geschafft. Vor uns erstreckte sich das Turfan Becken, eine glühende Wanne bis zum Horizont. Mit einer Tiefe von bis zu 154 Metern unter dem Meeresspiegel bildete das Turfanbecken nach dem Toten Meer und dem See Genezareth die tiefste Kontinentalsenke der Erde. Aber das Tote Meer und der See Genezareth würden in das Turfanbecken gleich dutzendfach hineinpassen. Mit einer Fläche von über 50.000 qkm war das Turfanbecken größer als die Schweiz und außerdem eine der heißesten Plätze der Erde.

Umso erstaunlicher war die Pracht, die in der Ferne sichtbar wurde, als wir in die Senke einfuhren. Es wurde nicht nur immer heißer, sondern auch immer grüner, je tiefer wir kamen. Hunderttausende Pappeln, Rosinen und Orangenbäume, unzählige Gemüse, Obst- und Weinfelder gediehen in der

Oase auf der Grundlage eines Bewässerungssystems, das zu den größten Leistungen Altasiens gehörte. Die Rede ist vom Karez-System, einer Kanalbautechnik, mit der die Quellgewässer der Randgebirge über leicht abschüssige und unter der Erde angelegten Schächte in die Tiefebenen transportiert und verteilt werden. Ihre unterirdische Bauweise verhinderte die Verdunstung, erforderte aber enormen Aufwand an Instandhaltung und Ausbesserung. Diese Instandhaltung geschah über Einstiegsschächte, die wie große Maulwurfshügel über das ganze Land verteilt waren.

Diese unteririschen Bewässerungssysteme, die in Afrika als Foggharas und im Iran als Qanate bekannt sind, gehören zu den großen zivilisatorischen Leistungen der Menschheit, ohne die die Kultivierung weiter Teile des Planeten überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Was Asien betraf, so galten die unterirdischen Schächte und Kanäle der Seidenstraßenoasen neben der Großen Mauer und dem Kaiserkanal als eines der größten Bauprojekte der Geschichte. Ohne Berge kein Wasser und kein Leben, hatte ich mir vor einigen Tagen notiert. Besser müsste es heißen: ohne Berge kein Wasser, und ohne Kanäle kein Leben.

Trotz des unterirdischen Wassers war die Turfan-Senke eine glühende Wanne, in der Temperaturen von 50 Grad Celsius in der Mittagssonne keine Seltenheit waren. Dauerhaft leben konnten die Menschen hier nur, weil die Luftfeuchtigkeit gerade mal zwanzig Prozent betrug. Außerdem gehörte Turfan mit 16 Millimetern Jahresniederschlag nicht nur zu den heißesten, sondern auch zu den trockensten Gebieten der Welt.

"Von jetzt an sind Kappen oder Kopfbedeckungen Pflicht", verkündete Rollander, „Wer sich längere Zeit ohne Sonnenschutz im Freien aufhält, riskiert ein Hitzeödem im Kopf."

Als wir in die Stadt Turfan einfuhren, sahen wir fast nur Uiguren auf den Straßen. Von der halben Million Einwohnern,

die in der Oase lebten, waren weit mehr als die Hälfte Uiguren. Das galt nicht für die Polizei oder die Stadtverwaltung, wohl aber für die einfachen Dienstleister im Umkreis der Bus- und Taxifahrer, der Hotelangestellten und der Marktteilnehmer. Im Turfan Guesthouse, in dem wir einchecken, kam ein Schuss Libertinage dazu, denn es gab Rosinenkuchen und eisgekühlten Turfan-Wein und im neuen Gästetrakt sogar aircongekühlte Zimmer.

Wahrscheinlich hätten sich die meisten am liebsten den Nachmittag aufs Ohr gelegt, doch Rollander duldete keine Schwachheiten. Nach dem Mittagessen stellte er uns Frau Chi vor, eine dünne junge Frau mit einem auffallend langen Hals und einer Krähenstimme. In einem etwas eckigen Deutsch begrüßte sie uns in der „herrlichen Oase Turfan“, der „Drehscheibe der Seidenstraße" und dem „Schmelztiegel der Kulturen.“

Auch wenn das ein wenig auswendig gelernt klang, hörte es sich gut an. Turfan, so Frau Chi weiter, sei bereits vor zweitausend Jahren von Chinesen als Stützpunkt zur Erschließung des Westens gegründet worden, und daran habe sich bis heute nichts geändert. Sie sei eine wichtige Etappe bei der Eröffnung der Seidenstraße gewesen, deren Geschichte ebenfalls zwei Jahrtausende zurückreiche. Begonnen habe alles mit dem “Vater der Seidenstraße“, dem großen Entdecker Zhang Qian, den der chinesische Han Kaiser Wu-Ti im Jahre 133 vor der Zeitrechnung mit der Erkundung des Westens beauftragt hatte.

Damals, so Frau Chi, hatten die Xiongnu, ein wildes Hunnenvolk, die Grenzen Chinas bedroht, so dass der Kaiser nach möglichen Verbündeten im Westen Ausschau hielt. So brach der edle Zhang Qian zu einer achtjährigen Reise auf, die ihn nach zahlreichen Gefangennahmen und Abenteuern durch das ganze Tarim Becken bis zur Stadt Kokand ins heutige Usbekistan führte. Zhang Qian fand zwar keinen

Bündnispartner gegen die Xiongnu, entdeckte aber zu seiner Überraschung, dass es auch außerhalb Chinas kultivierte Völker gab, mit denen sich Handel treiben ließ. Das erzählte er seinem Kaiser, der daraufhin mehrere militärische Expeditionen in den Westen entsandte, die zu den ersten Handelskontakten zum Khanat von Kokan führten.

Ankunft des Reisenden Zhang Qian in einer Oase
Wandmalerei aus Dunhuang (Foto: Bruno Baumann)

Der Warenverkehr zwischen China und dem Westen begann mit dem Tausch chinesischer Seide gegen die kräftigen zentralasiatischen Pferde, die die gepanzerten Reiter viel besser tragen konnten, als die kleinen ostasiatischen Pferde. Nicht zuletzt dank einer neu ausgestatteten Kavallerie mit diesen Pferden gelang es den Chinesen, die Xiongnu aus dem Gansu Korridor zu vertreiben und eine dauerhafte Handelsroute nach Westen zu eröffnen. Die Seidenstraße war geboren.

Alle Völker, die im Laufe der Geschichte an die Seidenstraße kamen, die Saken, die Sogdier, die Türken und die Uiguren hatten sich in dem kulturellen Rahmen bewegt, den China

vorgegeben hatte. Die Chinesen seien es gewesen, die die großen Oasenstädte Jiaohe und Gaochang gegründet hätten, fuhr Frau Chi fort. Sie hatten mit dem Bau der Karez-Kanäle begonnen, und auch die guten Straßen, auf denen die Touristen nach Turfan kamen, seien von der chinesischen Zentralregierung finanziert worden. Ob das mal stimmte, fragte ich mich, denn die Ressourcen an Bodenschätzen, die chinesische Wirtschaft der Provinz Xinjiang entzog, überstieg den Wert der Infrastrukturmaßnahmen wahrscheinlich um ein Vierfaches.

Folgte man Frau Chi, stand aber alles zum Besten in Turfan. Die Landwirtschaft blühe, der Weinanbau erbrachte gute Tropfen, die sogar nach Europa exportiert würden, und immer mehr Touristen kämen aus dem Westen, um die große chinesische Seidenstraße zu besuchen. Zweifellos war Frau Chi eine Patriotin, wenngleich mit Kurzatmigkeit geschlagen, denn im Verlauf ihres Vortrages war sie ins Keuchen geraten, als befände sie sich auf einer Hochgebirgswanderung. Während sie sprach, hatte sie die Schultern angespannt und hochgezogen, als sie fertig war, ließ sie die Schulter hängen, als sei sie fix und fertig.

Am Nachmittag besuchten wir die bereits erwähnte Ruinenstad Jiaohe, die sich etwa zwanzig Kilometer südöstlich von Turfan befand. Links und rechts der geteerten Zufahrtsstraße erstreckten sich Pappelalleen, in deren Schatten die Uiguren vor ihren Häusern saßen und den Nachmittagsschwatz abhielten. In ihrem Kontrast zur beängstigenden Emsigkeit der Chinesen erinnerten sie mich an die Tibeter. Wie die Tibeter waren die Uiguren außerstande, das Tempo der Chinesen mitzuhalten. Aber wahrscheinlich wollten sie das auch gar nicht, weil die Lebensbeschleunigung, die den modernen Chinesen erfasst hat, ihrem Wesen fremd war.

Die Ruinen von Jiaohe

Als wir den Bus vor dem Eingang zur Ruinenstadt von Jiaohe verließen, herrschten ideale Lichtverhältnisse. Die Sonne stand schon ein wenig tief und fräste scharfe Schatten in die Landschaft. Wenn man Frau Chi glauben durfte, dann war die Stadt über zweitausend Jahre alt und als eine der ersten chinesischen Garnisonen während der Han Dynastie gegründet worden. Das Vorbild Jiaohes sei die Reichshauptstadt Xian gewesen, wie diese habe man die Straßen der Stadt schachbrettartig angelegt und mit einer dreißig Meter hohen Wehrmauer umgeben. Allerdings sei die Präsenz der Chinesen immer wieder durch „Wirren" unterbrochen worden, in denen räuberische Nomadenstämme die Oberhand gewannen. Aber alle, so Frau Chi, achteten darauf, dass der Handel so ungestört wie möglich weiter lief. Seide, Keramik, Porzellan und Tee kamen aus dem Westen, in die Gegenrichtung waren Händler mit Pferden, Gold und Rüstungen unterwegs.

Soweit die geschichtlichen Daten, die allerdings hinter dem ästhetischen Erlebnis der Ruinenstadt Jiaohe zurücktraten. Denn Jiaohe war gleich in mehrfacher Hinsicht ein Augenöffner allererster Ordnung. Als wäre die Stadt von einem Heizluftstrahler jahrtausendelang bearbeitet worden, waren ihre Gebäude samt und sonders zu Fantasiegebilden zerquollen und standen zu Hunderten als bizarre Gebilde nebeneinander. Die Trockenheit der Wüste hatte große Teile der Gebäudesubstanz konserviert, wenngleich der Wind ihnen die Form geraubt hatte. Eine surrealistische Ruinenstadt aus unzähligen absurden Gebilden erstreckte sich vor unseren Augen, und nur bei ganz wenigen Gebäuden war ihre ursprüngliche Funktion noch zu erahnen.

Auch die Lage der Stadt war spektakulär, Wie ein gigantisches Schiff, 1600 Meter lang und 300 Meter breit, in ihrer Glanzzeit von Tausende Menschen bewohnt, lag Jiaohe auf einem dreißig Meter hohen Plateau uneinnehmbar am Scheitelpunkt zweier Flussbetten. Uneinnehmbar, bis die Mongolen kamen, die die Stadt 1209 wochenlang belagerten und dann bis auf die Grundmauern zerstörten. Wie bei allen Städten, die sich ihnen nicht sofort ergaben, massakrierten die Mongolen die gesamte Bevölkerung und hinterließen einen geschändeten Ort, der nie mehr auf die Beine kommen sollte. Und die Sonne erledigte den Rest.

An diesem Abend absentierte ich mich wieder von der Gruppe und spazierte durch die Innenstadt. In einem uigurischen Restaurant bestellte ich *Lagman*, uigurische Spaghetti mit Gemüse und scharf gewürztem Fleisch. Unablässig war die Frau des Eigentümers in der Küche damit beschäftigt, aus einem Mehlteig lange schmale Nudeln herzustellen, sie kunstvoll herumzuwirbeln, um sie auf die richtige Dicke und Länge zu bringen. Wenn die Spaghetti ihren Wünschen entsprachen, wurden sie in heißem Wasser gekocht und anschließend mit Rinderfleischstückchen und Gemüse serviert.

Gerne hätte ich dazu ein Bier getrunken, doch im Restaurant des frommen Hausherrn war Alkohol tabu, und so begnügte ich mich mit Tee und dem Anblick der spielenden Kinder, die zwischen den Tischen herumliefen. Soweit ich es beurteilen konnte, gingen Chinesen und Uiguren völlig entspannt miteinander um, auch wenn ich kaum gemischte Paare sah.

Am nächsten Vormittag besuchten wir Jiaohes Schwesterstadt Gaochang, etwa dreißig Kilometer westlich der Stadt Turfan. Frau Chi war wieder mit von der Partie und ratterte während der Anfahrt jede Menge Geschichtsdaten über Gaochang herunter. Behalten habe ich, dass Gaochang wie Jiaohe vor gut zweitausend Jahren gegründet worden war und dass das Drehbuch ihrer Geschichte ähnlich verlaufen war wie das von Jiaohe. Die Chinesen kamen, wurden von Nomadenvölkern verdrängt, bis sie wieder zurückkehrten und ihrerseits die Nomadenvölker verjagten – bis im 9. Jahrhundert die Uiguren sich dauerhaft in Gaochang festsetzen, die Stadt Kocho nannten und etwa vier Jahrhunderte lang große Teile der nördlichen Seidenstraßenroute beherrschten. Obwohl die Uiguren in ihrer Mehrheit zunächst Manichäer waren, traten sie nach und nach zum Buddhismus über, so dass sich in Gaochang-Kocho eine regelrechte Spätblüte des Buddhismus entwickelte. Allerdings kamen die buddhistischen Lehrschriften nun nicht mehr aus Indien, sondern aus China, und die Bodhisattvas auf den Wandgemälden trugen nun nicht mehr indische, sondern chinesische Züge. Intensive Beziehungen bestanden zu den Mongolen, die von den Uiguren Teile ihrer Schrift und der buddhistischen Lehre übernahmen. Erst verhältnismäßig spät, im 14. Jahrhundert setzte sich der Islam schließlich auch in der Turfan Oase durch, womit die buddhistische Spatblüte von Gaochang-Kocho abrupt beendet wurde. Die Seidenstraße verfiel, Gaochang wurde verlassen.

Geblieben war ein fast unübersehbar großes Ruinenfeld, ein Wald aus verdickten und verklumpten Lehmgebilden, das sich von Jiaohe kaum unterschied, auch wenn hier und da noch Überreste der Stadtmauer oder einer Stupa zu erkennen waren. Hunderttausend Sandstürme und Sonnentage hatten die Ruinen von Gaochang in einen Park der Vergänglichkeit verwandelt, in dem Geschaffenes und Gewordenes kaum noch zu unterscheiden waren. Wir spazierten an lehmbraunen Mauern vorbei, die alle ihre Ecken und Kanten verloren hatten, starrten in Gruben mit verschütteten Kellern und liefen über die Reste der Stadtmauer, um den Anblick der Ruinenstadt als Ganzes zu erfassen. Wo lagen die Karawansereien, in denen die Händler und ihre Kamele auf ihrer Reise nach Westen Quartier bezogen hatten? Wo befanden sich die Lagerhallen und Fertigungsstätten, und in welchem Gebäude

Ruinen von Gaochang-Kocho

hatte der Khan residiert? Ich versuchte mir das Leben in Gaochang-Kocho vorzustellen, doch es wollte mir nicht gelingen.

Die Stadt war so tot, dass noch nicht einmal die Fantasie sie wieder zum Leben erwecken konnte.

In der Nachbarschaft Gaochangs lag Astana, die Nekropole der Oase Turfan, in der zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert hohe Würdenträger begraben worden waren. Könige, Adlige, Händler, Priester, Mönche und Künstler lagen auf einer Fläche von mehreren Quadratkilometern unter der Erde. Nachdem europäischen Forscher am Beginn des 20. Jahrhunderts die Nekropole gründlich durchsucht hatten, waren nur noch unansehnliche Erdhügel geblieben. Frau Chi berichtete, dass die Mumien, die man in diesen Gräbern gefunden hatte, durch die Trockenheit so gut erhalten gewesen waren, dass man ihre individuellen Gesichtszüge erkennen konnte. Bodo Riefers glaubte das nicht und wies daraufhin, dass der Kopf einer Leiche zum ununterscheidbaren Totenschädel würde, sobald sie ihren Fleischanteil verlöre. Leider konnten wir uns kein eigenes Urteil bilden, denn das benachbarte Museum, das fünf solcher Mumien beherbergte, war geschlossen. Warum, wusste niemand, vielleicht war der Museumswärter bei der Rosinenernte.

Nördlich von Gaochang und dem Gräberfeld von Astana lagen die sogenannten „flammenden Berge." Es handelte sich um einen fast einhundert Kilometer langen und etwa fünfhundert Meter hohen Bergzug, der die Oase von den kühlen Winden in des Tien Shan abschirmte. Seinen Namen trugen die Berge aufgrund ihrer senkrechten Rillen, die Wind und Wetter in den rötlichen Sandstein gefräst hatten. Möglich, dass sie bei Sonnenuntergängen gelegentlich den Eindruck erweckten, zu „glühen". Als wir die Berge erreichten, glühten sie nicht, strahlten aber eine beachtliche Hitze aus, die uns bis auf den Parkplatz entgegenwaberte. Rollander erzählte, dass die Temperatur auf den Steinen in der Mittagshitze bis zu achtzig Grad Celsius erreichen könnte.

„Hätte ich ein Ei“, meinte Toni Holters, „würde ich es hier in den Sand legen und warten, bis es gar ist.“

Hinter den „flammenden Bergen“ führte die Straße in die Schlucht von Bäzaklik. Links und rechts ragten die Felsen empor, während in der Mitte der Schlucht ein kleiner Wasserlauf ein überraschend üppiges Grün erzeugte. In etwa achtzig Felshöhlen hatten buddhistische Mönche fast ein ganzes Jahrtausend lang oberhalb des Flusses gelebt und in dieser Zeit ein visuelles und literarische Archiv der Seidenstraße geschaffen.

Mussten sich die Mönche in den alten Zeiten mühsam die Abhänge zu den Höhleneingängen hochquälen, existierten heute bequeme Treppen und Aussichtsplattformen, von denen die Besucher, die Höhleneingänge im Rücken die Ansicht von Schlucht und Tal genießen konnten. Ein schöner und tragischer Ort, wenn man bedachte, dass die letzten Buddhisten von Bäzaklik im 14. Jahrhundert noch Bodhisattvas an die Höhlenwände gemalt hatten, als in den anderen Oasen der Seidenstraße bereits die islamischen Bilderstürmer am Werk gewesen waren.

Als wir nach einer ausführlichen Kontrolle mit zwei lokalen Guides die Höhlen betraten, waren wir voller Erwartung - und wurden enttäuscht. Was der Zerstörungswut muslimischer Bilderstürmer entgangen war, hatten die europäischen Forscher am Beginn des 20. Jahrhunderts mitgehen lassen. Hier wie in den Höhlen von Kizil hatten deutsche Forscher ganze Wände abgelöst, um sie in die Museen nach Berlin abzutransportieren. Leider wurde ein Großteil der Bestände bei einem alliierten Bomberangriff auf Berlin am Ende des Zweiten Weltkrieges vernichtet.

Was es in den Höhlen von Bäzaklik heute noch zu sehen gab, war nur ein Abklatsch der alten Pracht, auch wenn Frau Chi ihre Taschenlampe noch so nahe über die Wände

Oben: Die flammmenden Berge von Turfan

Schlucht von Bäzaklik

leuchten ließ. Immerhin war in Höhle Nummer 17 das ursprüngliche Ensemble noch zu ahnen: links und rechts vom Höhleneingang waren die Überreste von Skulpturen zu erkennen, und an den Wänden erteilten schwebende Bodhisattwas mit beschädigten Aureolen ihren Segen.

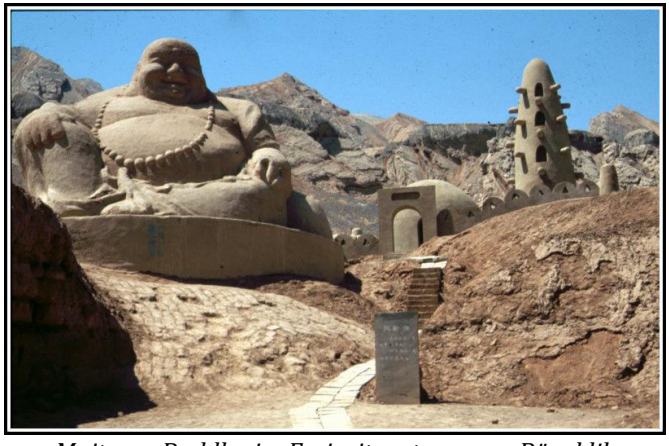
Auf der großen Empore vor den Höhleneingängen genossen wir ein letztes Mal den Anblick der Schlucht. Rollander erzählte, dass der wissenschaftliche Hauptertrag der Bäzaklikhöhlen ohnehin nicht in den Höhlenmalereien, sondern in der Auswertung des gefundenen Schrifttums bestanden habe. So seien hier in Turfan zum ersten Mal manichäische Originalmanuskripte entdeckt worden, die es erlaubt hätten, diese Weltreligion des ersten Jahrtausends erstmalig in ihrem eigenen Selbstverständnis zu erschließen. Hatte man bisher die Lehre des iranischen Religionsgründers Mani nur in der entstellten Form der frühchristlichen Kritik gekannt, wurden in Turfan erstmalig Dokumente gefunden, die ein Rekonstruktion der manichäischen Lehre erlaubten.

Exkurs: Der Manichäismus

Der iranische Religionsgründer Mani (216-276) entwickelte eine Synthese aus Christentum, Zoroastrismus und Buddhismus und beanspruchte, mit seiner neuen Religion die ultimative Wahrheit zu offenbaren. Er sah sich als den von Jesus verheißenen "Paraklet", d.h. den Leib gewordenen heiligen Geist und den neuen Buddha. Kern seiner Religion war die absolute Entgegensetzung eines „Reiches des Lichts" und eines „Reiches der Finsternis" sowie die Lehre von den drei Epochen der Vergangenheit (Herrschaft der Finsternis) der Gegenwart (Kampf von Finsternis und Licht) und der Zukunft (Herrschaft des Lichts). Der Manichäismus beinhaltet im Einzelnen zahlreiche Reinheitsgebote, die

denen des Buddhismus ähneln, einen Licht- und Feuerkult, der dem Zoroastrismus nahesteht und eine ausgeprägte Mitleidslehre, die an den Mahayana Buddhismus und das Christentum erinnern.
Mani als Prediger wurde zunächst von den persischen Sassaniden gefördert, dann aber in den Kerker geworfen, wo er an den Folgen seiner Entbehrungen verstarb. Manis Jünger begreifen diesen Tod in Analogie zur Kreuzigung Christi.
Auch wenn der Manichäismus aus der realen Religionsgeschichte vollkommen verschwunden ist, ja geradezu ausgetiglt wurde, war er zeitweise eine "Weltreligion auf dem Sprung" gewesen, mit einer Verbreitung von Spanien bis China. Sogar die Uiguren hatten sich im Jahre 764 zum Manichäismus bekehrt. Dass sie sich später dem Buddhismus zuwandten, wurde von ihnen wegen der Ähnlichkeit der Lehren nicht als großer Bruch empfunden.
Auch zur christlichen Lehre bestanden Ähnlichkeiten, was den Kirchenvätenr als besonders gefährlich und häretisch erschien. Wegweisend für die christliche Verdammung des Manichäismus wurden die Schriften des Kirchenvaters Augustinus, der in seiner Jugend selbst Manichäer gewesen war. Möglicherweise müssen die ausgeprägte Leibfeindlichkeit und das stark ausgeprägte dualistische Denken, die aus den Schrifen des Augustinus in die frühkirchliche Tradition übergingen, als eine Art "Mitgift" des Manichäertums an das Christentum verstanden werden. Über die Jahrhunderte hinweg erschien der Manichäismus bei Christen und Moslems immer nur in Gestalt einer widerlegten Religion. Erst Funde des 20. Jahrhunderts, namentlich die Manuskripte aus der Oase Turfan, machten es möglich,

diese Religion aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus zu studieren. Zusammen mit später entdeckten Funden von Papyrusschriften aus Ägypten und dem Kölner Mani-Kodex wurde es nun möglich, eine verschwundene Weltreligion zu studieren.



Maitreya Buddha im Freizeitzentrum von Bäzaklik

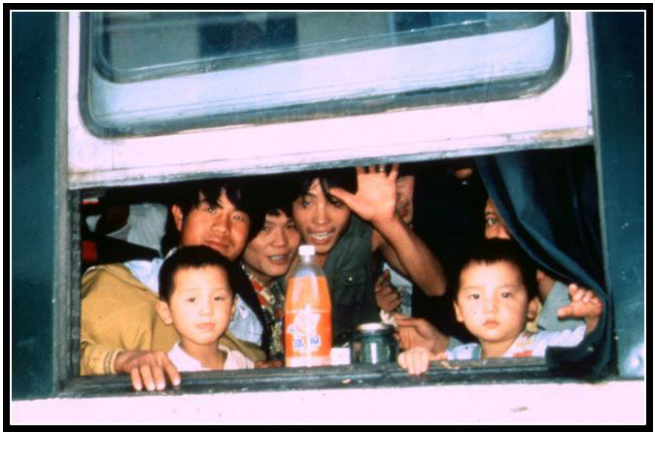
Weil die Malereien in den Höhlen von Bäzäklik kaum noch zu erkennen waren und man den Touristen trotzdem etwas bieten wollte, hatten sich die Fremdenverkehrsexperten entschlossen, in der unmittelbaren Nachbarschaft der Höhlen eine Art „Disneyland der Seidenstraße“ aufzubauen. Für fünf Yüan durften die Besucher in Fantasiegewändern zwischen Tempelchen und Fabelwesen an einem fetten Maitreya-Buddha vorbeiwandeln. Auch Kamele standen bereit, auf deren Rücken sich die Besucher aus Schanghai oder Beijing wie Bonsai-Xuanzangs durch die Schlucht tragen lassen konnten. Xuanzang selbst war natürlich ebenfalls anwesend. Unterhalb einer gigantischen Düne, deren krasses Gelb wie

eine fehlerhafte Belichtung wirkte, hatte man eine Skulpturengruppe aus Kalkstein aufgebaut. Sie bestand aus einer Prinzessin, die voran schritt, einem Kamel in der Mitte und dem Pilger Xuanzang, der den Abschluss bildete (siehe das Front-Cover dieses Buches).

Der Busfahrer Heyan zog eine Schnute, doch Rollander erzwang vor der Rückkehr ins Hotel einen Abstecher zur großen Freitagsmoschee von Turfan. Schon von weitem war das 37 Meter hohe Emin Minarett zu erkennen. Mit einem Durchmesser von 14 Metern war das Emin Minarett das „dickste" Minarett der islamischen Welt, sogar noch dicker als das Kalla Menar Minarett von Chiwa in Usbekistan. Es war aus getrockneten Ziegeln erbaut und verjüngte sich wie ein Rhombus nach oben. In der dazugehörigen Emin Hodscha Moschee fanden in der pfeilergestützten Halle bis zu eintausend Personen Platz.

An diesem Abend wurde unser Busfahrer Herr Heyan verabschiedet. "An seinem Trinkgeld sollten wir genauso sparen wie er an der Klimaanlage", meinte Toni Holters. Doch Rollander hatte ein Einsehen und gab dem Busfahrer den landesüblichen Obolus. Wenn es ihm zu wenig war, ließ es sich Herr Heyan nicht anmerken, sondern verschwand mit einnem halben Dutzend Extra-Bücklingen aus dem Raum.

Im weiteren Verlauf des Abends entspann sich eine intensive Diskussion zwischen Bodo Riefers und Eduard von Bimberg. Bodo Riefers, der inzwischen ein wenig im Handapparat seiner Krankenschwestern geblättert hatte, kritisierte die Blutspur, die die Mongolen durch ganz Asien gezogen hätten. Die Vielzahl der zerstörten Städte, die Millionen Opfer, die ihre Raubzüge gefordert hatten, seien erschreckend, so dass ihm das Gerede von der „pax mongolica" als völlig verfehlt erschiene. Da nickten die beiden Steuerfachwirtinnen, denn das leuchtete ihnen ein.

Eduard vom Bimberg lobte Riefers wegen seiner Empathie, verwies aber darauf, dass Mord und Totschlag gewissermaßen der „Nullmeridian“ der Geschichte seien und dass die Mongolen in dieser Hinsicht nicht sonderlich aus dem Rahmen fielen. Wo sie aber aus dem Rahmen fielen, sei die effektive Sicherung der Handelsstraßen, die innerhalb ihres Weltreiches einen Kulturaustausch zwischen Europa und Asien ermöglicht habe, den es vorher nicht gegeben habe. Auch dazu nickten die Steuerfachwirtinnen, denn auch das klang plausibel.

Riefers aber blieb uneinsichtig und beharrte darauf, dass sich die Vorteile des freien Warenaustausches auch an den Opfern messen lassen müssten, die für ihr Zustandekommen erforderlich gewesen seien. Die sogenannte „pax monoglica“ war nach einem dreiviertel Jahrhundert Geschichte gewesen, aber die zerstörten Städte seien nicht mehr auf die Beine gekommen. Rollander, nach seiner Meinung befragt, wollte sich nicht festlegen sondern verschwand mit seinem Raucherkumpel Toni Holters auf eine Zigarette vor die Türe.